

Hermann Bausinger

Alltag, Technik, Medien*

Alltagskultur fiel lange Zeit durch das Sieb der wissenschaftlichen Disziplinen: Für die etablierten Kulturwissenschaften war sie zu banal, für die Volkskunde war sie nicht urtümlich genug, und sie paßte auch nicht in das Tableau pittoresker Artefakte, zu dem die Volkskundler die Volkskultur gerinnen ließen. Die Soziologie schließlich gewann nach Simmel nie mehr die konkrete Lebensnähe zurück, konzentrierte sich vielmehr überwiegend auf Institutionen und von der Alltagswelt abgehobene Sozialsysteme. Seit einigen Jahren aber hat Alltag eine ziemlich beständige Hochkonjunktur in der Wissenschaft. Auf dem Umweg über die Anregungen amerikanischer und französischer Anthropologen wurde die lebensweltliche Philosophie (in der Tradition von Edmund Husserl und Alfred Schütz) wiederentdeckt. Die weitaus meisten Arbeiten, in denen Alltag zum Thema gemacht wird, versuchen sich denn auch an sehr prinzipiellen Entwürfen zum Verständnis von Alltagswelt und Alltagsbefindlichkeit; sie zielen auf Alltag als eine generelle Bedingungsstruktur gelebten Lebens, als universales Gerüst menschlicher Kommunikation.

Allmählich aber reden auch mehr und mehr Empiriker vom Alltag. Was sich vor allem durch seine Unauffälligkeit auszeichnet, wird seit einigen Jahren in auffallende Beleuchtung gerückt: Alltagsbewußtsein, Alltagswissen, Alltagskultur, Alltagsverhalten. Die Begriffe bedeuten nicht alle das Gleiche, und ein und das selbe Wort wird oft in recht verschiedenartigen Zusammenhängen gebraucht. Aber im allgemeinen wird doch ein Denken und Handeln anvisiert, das keiner rationalen Prüfung und Planung unterliegt, das vielmehr ‚einfach so‘ vonstatten geht. Damit klingen auch die kritischen Unter- und Obertöne schon an: Alltag ist ein Bereich, der sich zwar manchmal mit dem Mantel des ‚gesunden Menschenverstandes‘ zu tarnen weiß, der sich aber vernünftigem Handeln oft versperrt und der sich nicht leicht ‚hinterfragen‘ läßt. Alltag: das ist die an der Oberfläche weiche, tatsächlich aber kaum verrückbare Struktur der Trägheit - eine Blockade gegen jeglichen tiefgreifenden Wandel.

In der Analyse des Alltags hat denn auch lange die negative Seite vorgeherrscht: von der Bornierung sprach man, die dem Menschen verbietet, die Verhältnisse und sein Denken zu ändern. Übersehen wurde dabei die Unerläßlichkeit solcher Entlastungen, die Tatsache, daß Alltag in diesem spezifischen Sinn die Sicherheit der Abläufe garantiert. Harold Garfinkel hat dieses Doppelgesicht in seinen Krisenexperimenten immer wieder zum Vorschein gebracht und hat gezeigt, wie sehr wir in der Kommunikation auf das Mc/ii-hinterfragen angewiesen sind - das kontinuierliche Hinterfragen gerinnt ja auch seinerseits sehr oft zum Dauerritual! - und wie die scheinbar irrationalen Abläufe eben doch ihren stabilisierenden Sinn, ihre strukturierende Funktion haben.'

Ein Beispiel von Garfinkel, leicht modifiziert: Ein Mann kommt nach Hause. Seine Frau fragt ihn: „Was möchtest Du essen?“ Er sagt: „Am liebsten gar nichts“ und setzt sich hinter seine Zeitung. Faßt man das als rationale Äußerung, dann müßte die Frau jetzt den Kochlöffel weglegen und etwas anderes tun. Sie rührt aber weiter in der Suppe, nach kurzer Zeit trägt sie das Essen auf, und der Mann ißt mit

großem Appetit. Es liegt auf der Hand, daß sich nicht etwa innerhalb weniger Minuten sein Eßbedürfnis grundlegend verändert hat; vielmehr war mit der vorausgegangenen Äußerung wohl ungefähr gemeint: Laß mich bitte in Ruhe, ich will jetzt nicht diskutieren. . . Das ist ein Beispiel dafür, wie der Sinn gewissermaßen im Ablauf selber steckt. Der Routine liegt ein Element des Vertrauens zugrunde, und die Äußerungen haben einen ganz anderen Sinn, die Wörter haben andere Bedeutungen als die vordergründig faßbaren. Es gibt eine spezifische Semantik des Alltäglichen.

Dies betrifft - dies sei im Vorgriff gleich festgestellt - nicht nur die direkte Kommunikation, sondern auch die Medienrituale. An drei kurzen Beispielen mag dies angedeutet werden.

Es kommt immer wieder einmal vor, daß Zeitungen ausfallen, daß sie morgens nicht ausgeliefert werden. Die Zeitungsverlage erhalten dann eine Fülle von Rückfragen und protestierenden Anrufen, die sie sehr erfreut registrieren, weil sie darin die Wichtigkeit ihrer Produkte bestätigt sehen. Das ist sicher nicht falsch. Aber eine andere Frage ist, ob es dabei tatsächlich um die fehlenden Inhalte der Zeitung geht, ob es nicht vielmehr so ist, daß die Leute die Zeitung vermissen, weil die Zeitung zum Alltag und zur Alltagsroutine gehört, weil das Lesen der Zeitung beweist, daß morgens um sieben die Welt noch in Ordnung ist: Zeitung also als eine Art Bestätigungsmarke. Sicherlich strahlt dies auch aus auf die Rezeption von Inhalt und Struktur der Zeitung. Man hat gelegentlich gesagt, es gebe nichts Älteres als eine Zeitung von gestern; die Frage ist, ob nicht Zeitungen von vorgestern oder vorgestern vielen Leuten ohne große Schwierigkeiten unterzubekommen wären und von ihnen akzeptiert würden. Aktualität scheint nicht nur reales Element der Inhalte zu sein, sondern auch Bestandteil der ritualisierten Erwartungs- und Perzeptionsstruktur.

Zweites Beispiel: Eine Frau erzählt, befragt über das Fernsehverhalten in ihrer Familie: „Nee, einig sind wir uns nicht. Freitags zum Beispiel - er sieht oft spät noch den Sport, ich will den Spielfilm sehen im andern Programm. Und manchmal schalt' ich dann schon um halbfünf Uhr, noch vor den Nachrichten, ins Dritte, wo irgendein Vortrag läuft. Dann guckt er mich an und lacht, und wir gehen ins Bett miteinander.“ Der Knopfdruck, der technisch ins Dritte Programm führt, zielt also realiter auf das Bett (Anmerkung dazu: Die Kurve des deutschen Sexualverkehrs steigt am Freitag steil an, was gelegentlich mit der erotischen Ausstrahlung des Kommissars erklärt wurde, was aber wahrscheinlich mehr mit Alltagsritualen, mit zeitlichen Einbindungen zu tun hat).

Drittes Beispiel - nochmals der Bericht einer Frau: „Am frühen Abend sehen wir sehr wenig, höchstens wenn mein Mann richtigen Ärger hatte, dann kommt er herein und sagt kaum was und schaltet den Apparat ein.“ Nun ist diese Handlung des Mannes zwar sicher direkter Ausdruck seiner psychischen Befindlichkeit, aber wiederum habitualisiert, routinisiert. Und auch hier spielt die spezifische Semantik des Alltäglichen herein. Der Knopfdruck bedeutet nicht: „Ich möchte das sehen“, er bedeutet wohl eher: „Ich möchte nichts hören und sehen.“

Ehe weitere Überlegungen zum Medienbereich angestellt werden, soll zunächst allgemeiner gefragt werden nach dem Verhältnis von Alltag und Technik. Dies ist ein Thema, das bisher weithin vernachlässigt wurde, auch von den Analytikern des Alltags. Vermutlich deshalb, weil man im Alltag, soweit er nicht gleich negativ etikettiert wurde, eher die Mystik der Nähe beschwören wollte: Alltag diesseits aller artifiziellen Hilfsmittel. Aber das Technische ist ja doch in den Alltag integriert - schon längst, ja eigentlich von Anfang an. Schon Werkzeuge zeichnen sich da-

durch aus, daß sie sehr schnell Prothesencharakter gewinnen: Man schlägt mit dem Hammer und mäht mit der Sichel, als seien sie Bestandteile des Körpers, und auch beim Autofahrer verschiebt sich die Innen-/Außengrenze von der Epidermis auf die Karosserie - sonst gäbe es sehr viel mehr Unfälle. Nun kann man einwenden, daß zumindest die einfachen Werkzeuge ja gerade nicht Technik in einem ausgefeilteren Sinn bedeuten. Gibt es nicht doch eine Entwicklung, von der an Technisches dem Alltag gegenübersteht und nicht mehr ohne weiteres integrierbar ist?

Karl Marx setzt im "Kapital" die Trennlinie, die entscheidende qualitative Differenz, zwischen manufakturieller und fabrikmäßiger Produktion und Maschinerie. Schon die Entwicklung vom Handwerk zur Manufaktur ist für Marx ein deutlicher Abstieg: von der Geschicklichkeit zur Teilgeschicklichkeit. Die allseitige Geschicklichkeit des Handwerkers wird parzelliert, wird reduziert, aber sie wird noch nicht zerstört. Dann aber kommt der für Marx entscheidende Punkt: „Aus der lebenslangen Spezialität, ein Teilwerkzeug zu führen, wird die lebenslange Spezialität, einer Teilmaschine zu dienen.“² Aus einem aktiven Verhältnis wird also ein passiv-leidendes: „In Manufaktur und Handwerk bedient sich der Arbeiter des Werkzeugs, in der Fabrik dient er der Maschine.“³

Die Trennschärfe der beiden Phasen soll hier nicht diskutiert werden. Jedenfalls kommt mit der maschinellen Technik eine neue Qualität ins Spiel. Tatsächlich handelt es sich auch in der allgemeinen Einschätzung unter dem Aspekt von Integration oder Nichtintegration der Technik um einen qualitativen Sprung. Wir wissen darüber kulturgeschichtlich nicht sehr viel, aber immerhin gibt es gelegentlich Anmerkungen zu dem Thema. Als Musterbeispiel kann die Auseinandersetzung mit der Frühzeit der Eisenbahnen gelten. Der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl schreibt 1853, bei den Bauern habe „sich bereits ein Sagenkreis der Eisenbahnen gebildet“, und er gibt dann dafür Beispiele: „Viel verbreiteter Bauernglaube ist es, daß die Eisenbahnen nach einer bestimmten Frist wieder plötzlich verschwinden würden, wie sie plötzlich gekommen seien; ihre Frist ist gleich der, welche der Teufel den Leuten vergönnt, die sich ihm zum Gewinn irdischer Genuße verschrieben haben. Im Badischen geht die Sage, daß beim Anhalten der Eisenbahnen an den größeren Stationen jedesmal Einer fehle, den der Teufel für seinen Lohn genommen habe, und im Elsaß mußte im Jahr 1851 von den Kanzeln wider den Eisenbahnaberglauben gepredigt werden.“⁴

Nun könnte sicherlich nur eine spezielle, alle Materialien verwertende Untersuchung ermitteln, inwieweit solcher Bauernglaube nicht nur der Reflex auf eine gutbürgerliche und bis in Adelskreise hineinreichende Skepsis gegenüber den neuen technischen Hilfsmitteln war. Tatsache ist, daß sich auch in der Dichtung und Malerei jener Zeit die Poesie des neuen Verkehrsmittels leicht mit seiner Dämonie vermischt. König Ludwig I. von Bayern schrieb um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein reichlich holpriges Gedicht mit dem Titel "Der Dampfwagen".⁵ Darin heißt es:

Jetzt lösen im Dampf sich auf die Verhältnisse alle,
Und die Sterblichen treibt jetzt des Dampfes Gewalt,
Allgemeiner Gleichheit rastloser Beförderer.
Vernichtet wird die Liebe des Volkes nun zu dem Land der Geburt.
Überall und nirgends daheim, streift über die Erde
Unstät so wie der Dampf, unstät das Menschengeschlecht.
Seinen Lauf, den umwälzenden hat der Rennwagen begonnen
Jetzt erst, das Ziel lieget dem Blicke verhüllt.

Man steht heute etwas ratlos vor der bemühten Dämonie solcher Bilder. Bedenkt man, daß die damaligen Schienenungetüme Geschwindigkeiten von zwanzig oder dreißig Stundenkilometer hatten, dann wird die Veränderung der Wahrnehmung deutlich. Aber diese Wahrnehmung hatte ihre weltanschauliche Garnierung. Noch um die Jahrhundertwende war in vielen pietistisch geprägten Bürgerhäusern das Bild „Der breite und der schmale Weg“ aufgehängt. Auf diesem Bild ist die Eisenbahn dem breiten Weg zugeordnet - ein Höllenfahrzeug gewissermaßen. Eine Erklärung des Bildes aus dem Jahr 1866 schwächt zwar ab, verweist auch auf die andere Seite, stellt fest, daß die Eisenbahn „an sich eine gute und nützliche Erfindung ist, welche auch dem Reiche Gottes Vorschub leistet“; aber der Akzent wird dann doch eindeutig gesetzt: „Im großen Ganzen dient sie jedoch mehr dem Reiche des Antichrists zur Ausbreitung und hat viel Sünde im Gefolge, z. B. die Sonntagsentheiligung usw.“⁶

Die gleiche Tendenz zur Abschirmung, also zur Auffassung des Technischen als einer unfaßbaren dämonischen Bedrohung, ließe sich auch in anderen Bereichen nachweisen. Aber das ist doch nur die eine Seite. "Der Dampfwagen" wurde nicht von einem Lokomotivführer geschrieben, sondern von König Ludwig, und die sich jenes Bild in die Wohnung hängten, waren nicht Eisenbahnarbeiter, sondern Besitzbürger. Für diejenigen, welche Maschinen benutzten, entwickelte sich eine Art Potenzgefühl, entwickelten sich Aneignungseffekte. Man kann diese als ideologisch denunzieren, weil sie davon ablenkten, daß die Maschinen gerade nicht angeeignet wurden. Tatsächlich aber blieb dies wohl durchaus im Bewußtsein lebendig; das Gefühl der Macht über die Maschinen bezog sich auf den direkten Umgang mit ihnen, auf die unmittelbare Verfügung über sie.

Mit der Zeit bestimmte diese Aneignung generell das neue Verhältnis zur Technik: eine Naturalisierung also, eine Einbürgerung. Der Umgang mit dem Technischen wurde mehr und mehr dadurch geprägt, daß es eben nicht mehr hinterfragt wurde, sondern daß man sich mit der Inszenierung der Hebel und Knöpfe zufrieden gab - nur im Fall von Pannen gab und gibt es Rückfälle, selbst in magisches Denken.⁷ Verfolgt man die weitere, die jüngere Entwicklung der Technik nicht im Sinne von Technikgeschichte, sondern mit Bezug auf den Alltag, dann ist wohl die wesentlichste Veränderung, daß sich eine unauffällige Omnipresenz des Technischen herausgebildet hat. Zwar war auch schon die Generation unserer Großeltern mit Produkten der Technik versorgt, aber diese Produkte hatten kaum einen technischen Anstrich; die Dinge waren nicht selbst Maschinen - außer der Nähmaschine vielleicht, und diese wurde ganz normal mit den Füßen in Schwung gehalten, so daß sie heute gelegentlich als nostalgisches Möbelstück oder als gefährliches Kinderspielzeug dient. Inzwischen hat sich nicht nur die Zahl der Produkte überhaupt vervielfacht, sondern jedermann verfügt selber über einen kleinen Maschinenpark und hat unmittelbar mit technischen Produkten zu tun - vom Staubsauger bis zum Rasierapparat, vom Plattenspieler bis zum Rührgerät. Aber all das fällt nicht auf, es durchdringt den Alltag, wird vom Alltäglichen verschlungen und aufgezehrt. Maschinen, technische Geräte, sind heute nichts mehr, an das man stößt, nichts mehr, das Abläufe vorführt - sie sind geglättet, verkleidet mit Fassaden; Technik ist absorbiert.

Mindestens bis in die Zeit unserer Großeltern hinein dominierte das Mißtrauen gegen Neues; es war Teil der Alltagssymbolik, die stabile Bezüge braucht, und es war Teil eines vernünftig-wirtschaftlichen Umgangs mit der Realität.⁸ Dieses Mißtrauen gegen Neues bröckelt mehr und mehr ab, wird von der Flut der Innovationen weggeschwemmt. Zu den Folgen solcher Beschleunigung zählt eine enthisto-

risierte Auffassung von Technik - das hohe Tempo verbietet paradoxerweise, daß sie in Vergleichen registriert wird: es ist wie bei einem sich drehenden Rad, das von einer bestimmten Geschwindigkeit an für den Betrachter still zu stehen scheint. Fortschritt scheint sich nicht mehr zielgerichtet nach vorne abzuspielen; Fortschritt ist etwas, das schon vorhanden ist, das sich breitmacht, das sich mehr im Raum als in der Zeit ereignet und das auch so erlebt wird.

Wenn es freilich um die Attitüden gegenüber der Technik geht, so ist es angebracht, noch einmal zu relativieren. Der Befund ist keineswegs einheitlich. Die Funktionen von Technik, die Einstellungen zur Technik sind kaum je eindeutig zu destillieren und zu definieren: Technik im Alltag ist immer nur in einer Gemengelage greifbar. Das heißt nicht nur, daß Technisches mit ganz anderen, früheren Denkformen vereinbar ist; es heißt auch, daß die Einstellungen bei verschiedenen Personen verschieden sind, daß in verschiedenen Funktionen verschiedene Attitüden zur Geltung kommen und daß diese Haltungen grundsätzlich psychisch mehrdeutig sein können.

Dazu kommt, daß technische Phänomene keineswegs einheitlich in ihrem Charakter sind. Schon die Rede von „der“ Technik ist, mag sie auch ein gewisses Recht beziehen aus den durchgreifenden Prinzipien aller technischen Erscheinungen, eine problematische Verallgemeinerung. Die Assoziationen laufen bei der Nennung dieses Stichworts weit auseinander - von der massiven Mechanik der Verhüttungsbetriebe bis zu den spiegelblank geleckten IBM- und Packard-Technologien, vom Küchenrührgerät bis zum Kernkraftwerk. Technik ist ein dubioser Sammelbegriff. Dies gilt von der Gegenwart genau so wie für die historische Perspektive.

Die Gemengelage, die verschiedenen Einstellungen muß man auch in Anspruch nehmen, wo von einem Sonderbereich des Technischen, nämlich den Medien im engeren Sinn, die Rede ist. Es gibt ein irrationales Mißtrauen in die Medien - in der Diskussion um die sogenannten neuen Medien spielt dies neben sehr diskutablen kritischen Argumenten sicherlich eine wichtige Rolle.⁹ Es gibt ein Potenzgefühl gegenüber der Technik, das den jungen Leuten durch die Werbung vermittelt wird und das von ihnen praktiziert wird im gekonnten Umgang mit HiFi-Türmen und Video, das aber auch etwa sichtbar wird im „sindromo del telecomande“, im Syndrom verselbständigter Umschaltimpulse, vor allem bei der Verwendung von Fernbedienungsschaltern zum Fernseher.¹⁰ Im Vordergrund aber steht auch hier, beim Umgang mit den Medien, die Veralltäglicdung, die Naturalisierung. Was aber heißt das, wie drückt sich das aus? Darüber erfahren wir von der Medienforschung wenig oder nichts. Wer sich über die Medien als Agenturen des Alltäglichen informieren möchte, stößt heute auf zwei verschiedene Typen der Analyse. Einmal handelt es sich um empirische Untersuchungen über ganz begrenzte Zusammenhänge und Korrelationen. Mediale Kommunikation wird dabei vielfach verdinglicht, wird erfaßt als Inhalt und/oder Wirkung episodischer, in sich geschlossener Einheiten. Die Grenzen der Aussagekraft solcher Untersuchungen liegen auf der Hand. Auf sie ist Abraham Kaplans Kritik am Substantialismus anwendbar, der auf der Suche nach Dingen ist, anstatt Prozesse zu untersuchen, die nicht ohne weiteres eingrenzbar, also auch nicht ohne weiteres meßbar sind.¹¹ Dem gegenüber steht eine in Bewegung versetzte Wesensschau, eine Art Morphologie, ein Versuch, komplexe Prozesse durch Umkreisung mit Deutungen genauer zu erfassen. Es geht hier also mehr darum, etwas zu verstehen, als etwas zu messen. Die Gefahr ist, daß das spielerische Umkreisen des Gegenstandes sich an seiner

eigenen Bewegung beraubt und diesen, zumal es ja gar kein Gegenstand, gar kein Ding ist, aus dem Auge verliert.

So scheint es nützlich, solche Deutungsüberlegungen rückzubinden an Empirie, an eine Empirie freilich, in der qualitative Methoden vorherrschen, teilnehmende Beobachtung, Introspektion, Tiefeninterviews, Fallanalysen und ähnliches. Ein denkbar harmloses Beispiel mag, in einiger Ausführlichkeit, auf die Probleme und auf mögliche Interpretationen hinweisen. Ich frage, wie Herr Meier im Kontext seiner Familie und im Kontext seines Alltags am Wochenende mit der Sportberichterstattung umgeht.¹² Zunächst mag einfach erzählt werden:

Es ist Samstagnachmittag. Herr Meier hat zwei zentrale Erlebnisse hinter sich: er ist mit seiner Frau auf den Markt gefahren und hat keinen Parkplatz gefunden (ein negatives Erlebnis), und er hat den Wagen gewaschen (ein positives Erlebnis, denn er gehört zur Gattung der „Lustwäscher“). Nach dem späten Essen macht er Ansätze zu einem Mittagsschlaf; das gelingt einigermaßen, bis sein älterer Sohn türenschiebend das Haus verläßt und mit dem Motorrad abbraust. Herr Meier wendet sich der Zeitung zu. Die Politik hat er bereits abgehakt, den Lokalteil auch, nun liest er die Sportseiten. Er sucht nach der Vorschau. Er erwägt, auf den Sportplatz zu gehen. Aber er gehört zu den Leuten mit Prinzipien: sein Verein hat zweimal hintereinander verloren, Strafe muß sein. Er liest weiter, er nickt nochmals ein, seine kleine Tochter kommt herein und beschwert sich: sie will lesen, und es ist viel zu laut. Tatsächlich hört Herr Meier über das Radio einen hektischen Reporter aus irgendeinem Stadion berichten. Er unterstützt seine Tochter gegen den kleinen Sohn, der das Rundfunkgerät so laut gestellt hat; aber es ist nur Scheinaltruismus: er möchte nämlich die Fußballberichte der Ringschaltung „Samstag im Stadion“ nicht hören, weil er seine Spannung für 18.05 Uhr, für den Fernsehsport aufbewahren möchte. Der Sohn fügt sich, stellt das Gerät leiser. Nach ein paar Minuten aber hört Herr Meier rufen: „Tor! Tor!“ Im Geist sieht er (was gar nicht so falsch ist) Walter Kelsch beim Einschluß. Er ist verunsichert, möchte eigentlich gerne mithören; aber er hält dann doch durch und bleibt abseits.

Nach einiger Zeit kommt sein Sohn strahlend ins Zimmer: „Darf ich's sagen?“ Der Vater ist erleichtert, der VfB hat gewonnen. Aber er ist auch wütend: Nein, sagt er, denn er will das Spiel ja sehen. Zu Beginn der Sportschau am Abend wird er freilich noch wütender: das Spiel des VfB wird nicht übertragen. Der Moderator sagt, die drei Spitzenspiele würden gesendet - als ob der VfB ein Abstiegs kandidat wäre! Sein zehnjähriger Sohn hat nun einen Vorsprung, er hat das Spiel miterlebt - live, wenn auch nicht ganz live, denn es wird ja nicht kontinuierlich berichtet in dieser Ringschaltung. Aber die Konstellation führt doch dazu, daß eine Art Wettstreit entstanden ist, ein Kampf um die passiv-sportliche Vorherrschaft in der Familie Meier.

Die Folge ist, daß der Vater während der Sportschau mehr als sonst redet, freilich immer noch wenig genug. Bei Offenbach stellt er fest, der Torwart wirke eigentlich ähnlich wie Pfaff - sein Sohn verneint das. Beim nächsten Spiel sagt sein Sohn: Ich bin für Bayern, und Du? Der Vater ist auch für Bayern. Aber er hat Rummenigge schwach gefunden im Länderspiel, der Sohn nicht. Dazu kommen kurze Zwischenbemerkungen: Klasse! Toll! War das nicht innerhalb? Das war eigentlich kein hartes Foull! Ich weiß nicht, ob das Absicht war! - Dazwischen fragt der Sohn, ob er ein VfB-Trikot kaufen dürfe; um nicht weiter abgelenkt zu werden, sagt der Vater schnell Ja. Felix Magath macht gerade einen Drehschuß - das wird das Tor des Monats, sagt der Vater. Gegen Ende hat er noch die Chance zu einer Belehrung.

Der Reporter sagt: „der gut getimte Paß“ - der Sohn fragt: wieso sagt er „der gut gemeinte Paß“? Und der Vater kann nun erklären, was man - seit einigen Jahren - unter „timen“ versteht.

Am Abend verplaudert sich Herr Meier, sonst hätte er wenigstens die Regionalnachrichten sehen können. So sieht er nur, am Ende der Tagesschau, die Tabelle Eigentlich wollte er - und er hatte das auch zu seiner Frau gesagt - früh ins Bett; aber nun hat er noch eine schwache Hoffnung, im ZDF-Sportstudio könne er das spielentscheidende Kelsch-Tor sehen. Also muß er in seiner Taktik umschalten. Er sagt zu seiner Frau, sie sehe heute aber müde aus. Sie wundert sich über seine Fürsorge; aber sie zieht sich tatsächlich zurück. Er geht in die Küche und holt ein Bier. Dummerweise kommt die Frau zurück, sie holt sich noch einen Sprudel aus der Küche. Da geht ihr ein Licht auf: „Mein Gott, das Sportstudio! Deshalb also schickst Du mich ins Bett!“ Er läßt sich nicht auf das Gespräch ein, geht schnell noch in die Toilette. Inzwischen geht's los, seine Frau ruft: „Hallo, Max Schmeling ist dabei!“ Er reagiert nicht, Schmeling kann er nicht leiden, weil er irgendetwas mit Coca-Cola zu tun hat. Er macht also betont langsam. Als er hereinkommt, ist das VfB-Spiel schon im Gang, er sieht gerade noch das zweite Tor des VfB, das weniger schöne.

Am Sonntag geht er spät vormittags zum Bahnhof, sieht am Kiosk die „Welt am Sonntag“, streift die Schlagzeile. In „Bild am Sonntag“ liest er: Kanzler wieder herzkrank; Es war Doppelmord; HSV an der Spitze. Gegen seine Gewohnheit kauft er die Zeitung, blättert zu Hause, liest, daß Bernd Schuster angeschlagen ist, daß Maradona nicht mehr so hoch im Kurs steht, daß ein Kölner Spieler einen Autounfall hatte. Sein Bedarf an Sport und an „Sport“ ist gedeckt.

Nachmittags hört er von einem Nachbarn, daß sein Verein wieder verloren hat - das hatte er sich sowieso gedacht, denn wenn es windstill ist, hört er das Geschrei vom Sportplatz auf dem Balkon, und am Samstagnachmittag war nichts zu hören gewesen. Mit der Frau und den jüngeren Kindern geht er spazieren; von Bekannten wird er aufgehalten, und als er nach Hause kommt, sitzt sein älterer Sohn vor der Sportschau, nachdem er bis zum Mittag geschlafen hat. Meier ärgert sich darüber, wie jeden Sonntag, und er ärgert sich noch mehr, als der Sohn fragt: „Hast Du's gehört, der VfB hat 2 : 0 gewonnen!“ - als ob er ein Idiot wäre. Er präsentiert dem Sohn die „Bild am Sonntag“; der Sohn sagt nur spöttisch: „Ich dachte, die liest Du nicht“. Der Vater geht beleidigt aus dem Zimmer, während die Mutter neben ihrem älteren Sohn Platz nimmt und die Sportreportage ansieht, die sie eigentlich nicht interessiert - ein Kontaktversuch.

Diese Schilderung ist nicht künstlich aufgeblasen, ist eher verkürzt und vereinfacht, und eigentlich müßte man noch eine ganze Weile fortfahren: „Sport im Dritten“ am Sonntagabend; die Montagszeitung und mündliche Kommentare zum Wochenendsport in der Betriebspause - und so fort. Aber das konkrete Beispiel soll nur als Ausgangspunkt einiger Überlegungen dienen.

Das erste: Wer sich sinnvoll mit dem Gebrauch von Medien auseinandersetzt, muß verschiedene Medien ins Auge fassen. Er muß rechnen mit dem Medienensemble, mit dem heute jedermann umgeht. Der Medienverbund in der Produktion hat längst seine Entsprechung beim Rezipienten gefunden: er integriert verschiedene mediale Inhalte - in diesem Beispiel: Radio, Fernsehen, Zeitung; und es kann durchaus noch anderes dazukommen.

Das zweite: In der Regel werden Medien nicht vollständig und nicht mit voller Konzentration genutzt. Meier liest einen Teil der Sportvorschau, er blättert in der

Bildzeitung, er kriegt nicht die ganze Sportschau mit. Aber auch wenn er - rein auf die zeitliche Erstreckung bezogen - alles mitbekäme, so wäre damit noch keineswegs die alleinige Konzentration auf die Medieninhalte garantiert. Man spricht von Sekundärtätigkeiten; vielleicht sollte man eher von parergischem Medienkonsum reden, weil sich nie genau feststellen läßt, was eigentlich primär, sekundär oder tertiär ist. Die Einschätzungen und die Verhältnisse sind verschieden; der gleiche Mann, der schimpft, weil die Sportsendung um zehn Minuten verschoben wird wegen des Papstbesuchs, hobelt während dieser Sportschau am selbstgebastelten Blumenstander herum und nimmt kaum zur Kenntnis, was ihm am Bildschirm präsentiert wird.

Das dritte: Die Medien sind integriert in den Alltag, in das Alltagsverhalten. Einmal äußerlich: es gibt Interferenzen mit nicht-medienbezogenem Verhalten, der Aufmerksamkeitsgrad hängt von der Tageszeit ab, von den Stimmungen. Die Botschaft der Medien konkurriert mit anderen Botschaften - etwa damit, daß die Frau irgendetwas erzählt. Aber es gilt nicht nur äußerlich. Das Sportbedürfnis ist ja doch nicht isolierbar; es handelt sich nicht um Triebknöpfe, die aus- und eingeschaltet würden, sondern um ein Gefüge im sehr komplexen Bedürfnishaushalt. Auch hier gibt es ein Ineinander und ein Nebeneinander. Wenn beispielsweise beim Aktuellen Sportstudio des ZDF am Samstagabend eine sehr hohe weibliche Beteiligung festgestellt wurde, dann kann das mit einem gewissen sportlichen Interesse der Frauen zusammenhängen, aber auch mit der Darbietungsform, mit dem Appeal von Harry Valerian - es kann aber auch der Versuch der Frauen sein, etwas von der früheren Samstagsgemeinsamkeit zu retten. Oder: Wenn der Jugendliche seinen Vater auf die Bildzeitung anspricht, dann doch nur deshalb, um ihm eine Rüge zu erteilen, daß er dieses Blatt überhaupt gekauft hat. Jedenfalls läßt sich das Medienverhalten nicht auf das Korrelat von Inhalt und Wirkung reduzieren, auch nicht auf eine Nutzung innerhalb eines klar abgrenzbaren Feldes. Es gibt zwar ganz bewußte Entscheidungen, etwa die Entscheidung für den Gratifikationsaufschub (daß also beispielsweise auf die Radioberichte verzichtet wird mit Rücksicht auf die spätere Sportschau des Fernsehens), aber solche Entscheidungen werden immer wieder durchkreuzt und beeinflusst von nichtmedialen Befunden und Entscheidungen. Die vierte Feststellung: Es handelt sich nicht um einen isoliert-individuellen Vorgang, sondern um einen kollektiven Prozeß. Nicht einmal beim Zeitunglesen ist man wirklich allein. Zumindest ein Teil der Mediennutzung spielt sich ab im Verband der Familie, in der Gruppe der Freunde oder der Arbeitskollegen. Die Interessenintensität ist verschieden bei verschiedenen Familienmitgliedern - so ist etwa bei Jugendlichen, entgegen einer geläufigen Meinung, das Interesse an den Sportsendungen nicht sehr groß; der passive Mediensport ist eher ein Sport nach der Midlife Crisis, wenn andere Sportarten nachlassen. Natürlich gibt es auch deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern; aber auch bei schwachem Interesse oder Nichtinteresse ist die Beeinflussung der anderen Familienmitglieder durchaus möglich.

Fünfte Feststellung: Die mediale kann nicht von der direkten, von der personalen Kommunikation getrennt werden.¹³ Was im Medium kommt, gibt Konversationsstoff; der Sport ist zum Beispiel ein kleiner Generalnenner in unserer hochspezialisierten Gesellschaft, wobei man freilich die Expertenschaft und auch die Gesprächsintensität nicht überschätzen sollte. Immerhin werden immer wieder Verständnisprobleme geklärt, indem über die medialen Inhalte gesprochen wird. Die Feststellung, daß Fernsehen eine gemeinsame Tätigkeit sei, „die zu einem erheblichen Teil aus Schweigen besteht“,¹⁴ ist vermutlich nicht falsch; aber das zu einem

erheblichen Teil - variable - räumt immerhin ein, daß nicht geschwiegen wird. Und selbst bei der isolierten Rezeption spielt das Ineinander von medialer und personaler Kommunikation eine Rolle. Die Theorie des two-step flow, die zwar mehrfach modifiziert und auch eingeschränkt, aber eigentlich nicht widerlegt wurde,¹⁵ bezieht sich auf dieses Ineinander. Sie zielt auf den Sachverhalt, daß Medieninhalte dann aufmerksam rezipiert, behalten und weiterbehandelt werden, wenn sie schon vorher in der Primärkommunikation Bedeutung hatten.

Sechste und letzte Feststellung: Die Philologen kaprizieren sich seit einiger Zeit darauf, daß es Bücher nicht gebe, daß diese vielmehr im Rezeptionsprozeß geschaffen werden. Da sie sich aber nicht auf multiple Rezeptionsprozesse wirklich einlassen können, haben sie den impliziten Leser erfunden und landen damit wieder beim Text. Beim Buch mag das angehen. Bei medialen Angeboten funktioniert die Geschichte mit dem synthetischen „Durchschnittszuschauer“ ganz sicher nicht. Die Inhalte sind nicht nur mehrdeutig hinsichtlich ihrer inneren Struktur, sondern diese Mehrdeutigkeit wird noch erhöht durch das offene Feld, in dem sich Kommunikation abspielt. In einem frühen amerikanischen Versuch wurde bei einer Anzahl von Leuten eine Kamera in den Fernseher eingebaut, die sich einschaltete, wenn das Fernsehgerät eingestellt wurde; so suchte man der Choreographie der Fernsehnutzung nachzugehen. Dieses Beispiel wird oft zitiert als Beleg dafür, wie wenig auch aufwendige Versuchsanordnungen die Leute stören: nach einer kurzen Karenzzeit spielte sich alles Mögliche vor dem Fernseher ab - von üppigen Mahlzeiten bis zu vereinzelt Liebesspielen vor dem laufenden Fernsehgerät. So weit, so gut. Aber was bedeutet das? Wollten die Paare nebenher die Informationen des Fernsehens nutzen, registrierten sie die laufende Tapete gar nicht, handelte es sich also im strengeren Sinn um ritualisiertes Verhalten? Oder war das Fernsehen Mitspieler, handelte es sich also um eine Art Luststeigerung durch einen Dritten, einen technisch vermittelten Narzißmus? Die Mehrdeutigkeit liegt auf der Hand.

Diese knappen Hinweise führen zu der Feststellung, daß das Fernsehen und andere Medien nicht etwa ein Stück Wirklichkeit vermitteln, indem sie es ausschnittsweise, wenn auch medial gebrochen, wiedergeben, daß sich vielmehr die Wirklichkeit aus medial Vermitteltem und anderem zusammensetzt und daß diese Wirklichkeit jeweils neu konstruiert wird. Natürlich macht es Sinn, festzustellen, daß manche Großstadtkinder heute Kühe und Schafe zunächst nicht „in Wirklichkeit“ (die Kinder selbst sagen: „in echt“), sondern auf dem Bildschirm kennenlernen.¹⁶ Aber der Vorgang selbst verweist andererseits darauf, daß mediale Bilder und Vorstellungen und solche der unmittelbaren Erfahrung sich überlagern und durchdringen. Die Fernsehinhalte strahlen durchaus auf die übrige Wirklichkeit aus, geben ihr, unvermerkt im allgemeinen, ein besonderes Gepräge. Karl Riha hat zum Beispiel auf die Überformung der Sportveranstaltungen durch Elektronik hingewiesen, auf die eingeblendeten Rekordzeiten, auf den Stadionlautsprecher, der die Abläufe oft fast pausenlos kommentiert.¹⁷ Und der Konsument von Sportsendungen geht inzwischen mit seinem Tabellenblick und seinem Rekordauge auch an andere Sektoren der Wirklichkeit heran. Ist es nicht so, daß wir die Tagesschau zum Teil unter dem Aspekt ansehen: wer gegen wen?

Bei Franz Xaver Kroetz, im verbürgerlicht-proletarischen Alltag seiner Geschichten und seiner Gestalten, spielt verschiedentlich das Fernsehen eine Rolle. Das ist nicht schlecht gesehen; aber es ist zu geradlinig, als daß es die Realität treffen könnte. Da wird eine Sendung angesehen, und dann sagen sich die zwei, wie schön

es war und was die Schauspieler jetzt wohl tun nach der Sendung.¹⁸ Die Wirklichkeit ist komplexer.

Es mag erlaubt sein, dies spielerisch zu konkretisieren. Wenn ich einem Dramatiker zutrauen würde, die verborgene und verwickelte Realität des Medieumgangs zu vermitteln, dann Karl Valentin, der meines Wissens leider zum Fernsehen nichts mehr gesagt hat. Ich stelle mir das etwa so vor: Liesl Karlstadt und Karl Valentin sitzen vor dem Fernseher. Er hat eine große Zeitung vor der großen Nase, sie steht auf und drückt auf den Aus-Knopf. Er schreckt hoch:

Warum tust Du ausschalten?

Weil es aus ist.

Aber Du kannst doch nicht einfach aus machen.

Du hast ja die Zeitung gelesen.

Weil man nicht alles auf einmal kann.

Eben.

Du hättest aber wenigstens fragen können.

Wo der Film doch aus war.

Welcher Film?

Der Film. Der Film, der grade gelaufen ist.

Hier kann kein Film gelaufen sein, das ist kein Kino.

Gut, dann war es eben kein Film.

Wie ist er ausgegangen, der Film?

Welcher Film?

Der Film eben - Du hast ja selbst gesagt, ein Film ist gelaufen.

Gut ist er ausgegangen. Es war ein schöner Film. Alles echt, wie im Leben.

Wenn es war wie im Leben, dann braucht man keinen Film. Im Film geht es nie zu wie im Leben.

Doch, man sagt ja auch, wenn sich zwei - wenn es im Leben gut geht, es ist wie im Film.

Ja. Siehst Du, dann geht es also im Film nicht zu wie im Leben. Es kann bloß sein, daß es im Leben zugeht wie im Film.

Aber wenn es im Leben zugeht wie im Film, dann kann es doch auch im Film zugehen wie im Leben.

Man muß sich entscheiden.

Für was entscheiden?

Ja eben. Wenn man sich für den Film entscheidet, kann man nicht sagen, es sei wie im Leben.

Aber es war wie im Leben. Im Film.

Warum schaust Du dann den Film an?

Weil es - weil es einmal etwas anderes ist.

Etwas anderes als das Leben?

Nein. Ja. Schon anders.

Also kann der Film doch nicht gewesen sein wie im Leben.

Überhaupt ist ein Film ja viel kürzer als das Leben.

Ja, wenn man alt wird.

Auch wenn man nicht alt wird. Höchstens ganz kleine Kinder, die wo als Säuglinge sterben; aber für solche Säuglinge gibt es ja gar keine Filme, obwohl - im Fernsehen wäre sogar das möglich.

(Er geht zum Fernseher und stellt den Knopf ein)

Warum schaltest Du jetzt ein, mitten in der Nacht?
Ich will sehen, ob keine Kindersendung kommt.. .

Genug der Valentiniaden. Gewiß können und sollen solche Spielereien wissenschaftliche Analyse nicht ersetzen. Aber sie vermögen vielleicht deutlich zu machen, daß der absurden Medienwelt mit geradlinig-simplen Verfahren nicht beizukommen ist. Die Unberechenbarkeit ergibt sich nicht nur aus der Vielfalt der Inhalte, die sich nur unzulänglich in eine Gattungstypologie pressen läßt, sondern auch aus dem hier geschilderten verwirrenden und undurchsichtigen Alltagsspiel dem Ineinander intentionaler und nichtintentionaler Akte, medienbezogener, personen- und umweltbezogener, konzentrierter und beiläufiger Handlungen. Zur Erfassung dieser neuen Welt bedarf es differenzierter Methoden, die nicht um der Bündigkeit der Ergebnisse willen Komplexität vorschnell abschneiden, sondern die sich mindestens ein Stück weit auf das verwirrende Spiel einlassen.

ANMERKUNGEN

- * Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der am 14. Juni 1983 beim Symposium „Rituale der Medienkommunikation“ des Instituts für Publizistik der FU Berlin gehalten wurde.
- ¹ Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N.J., 1967, S. 45.
- ² Das Kapital I (= NEW 23), S. 445.
- ³ Ebd.
- ⁴ Land und Leute. Stuttgart 8. Auf. 1883, S. 66.
- ⁵ Gedichte. München 1847. Zitiert nach T. Buddensieg, H. Rose (Hg.): *Die nützlichen Künste Katalogband* Berlin 1981, S. 53.
- ⁶ Martin Scharfe: *Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus*. Gütersloh 1980, S. 123; vgl. auch S. 84-87.
- ⁷ Vgl. Hermann Bausinger: *Technik im Alltag*, in: *Zs. f. Vokde.* 77/1981, S. 227-242; hier S. 231f.
- ⁸ Vgl. Heiner Treinen: *Ästhetik im Alltag - ein soziologischer Deutungsversuch*. In: *Ästhetik im Alltag*. Offenbach 1978, S. 50-56; hier S. 55.
- ⁹ Vgl. Hermann Bausinger: *Freier Informationsfluß? Zum gesellschaftlichen Stellenwert der neuen Medien*. In: *Zs. f. Pädagogik* 29/1983, S. 847-857
- ¹⁰ Vgl. Claus-D. Rath: *Überlegungen zur Signalökonomie*. Unveröff. Vortrag Berlin 1982.
- ¹¹ Abraham Kaplan: *The conduct of inquiry*. Scranton/Penns. 1964. Vgl. hierzu Manfred Rühl: *Buch - Bedürfnis - Publikum. Vorbemerkungen zu einer Theorie der Buchkommunikation*. In: *Bertelsmann Briefe* H. 99 (1979), S. 44-52; hier S. 46.
- ¹² Vgl. Helmut Digel (Hg.): *Sport und Berichterstattung*. Reinbek 1983.
- ¹³ Klaus Mertens: *Personale oder mediale Kommunikation? Soziale Auswirkungen der neuen Medien*. In: *Bertelsmann Briefe* H. 102 (1980), S. 10-19; hier S. 10.
- ¹⁴ Hella Kellner: *Fernsehen als Sozialisationsfaktor*. In: *Media Perspektiven* 4/1976, S. 297-310; hier S. 302 f.
- ¹⁵ Vgl. den kritischen Überblick von Karsten Renckstorff: *Zur Hypothese des ‚two-step flow‘ der Massenkommunikation*. In: *Dieter Prokop (Hg.): Massenkommunikationsforschung 2: Konsumtion*. Frankfurt a.M. 1973, S. 167-186.
- ¹⁶ Vgl. Hans-Dieter Kubier u.a.: *Kinderfernsehsendungen in der Bundesrepublik und der DDR. Eine vergleichende Analyse*. Tübingen 1981, S. 185 f.
- ¹⁷ Karl Riha: *Sport im Fernsehen. Zur Dramaturgie von Sportsendungen*. Siegen o.J.
- ¹⁸ Vgl. Oberösterreich, erster Akt, erste Szene.